

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Fragmente aus dem Orient

Fallmerayer, Jakob Philipp

Stuttgart [u.a.], 1845

XVI. Wie der Fragmentist zwei deutsche Reisewerke über Griechenland mit einander vergleicht und nebenher den friesischen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert

XVI.

Wie der Fragmentist zwei deutsche Reisewerke über Griechenland ¹ mit einander vergleicht und nebenher den friesischen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwidert.

1.

Herr Greverus ist vollkommen überzeugt, daß eigentlich die deutschen Philologen die Türken aus Griechenland vertrieben und das große Seetreffen bei Navarino gewonnen haben. Erscheint nun ein solcher Dramatikus im Piräus, in Athen, in Corinth, so ist es kein gewöhnlicher Fremdling, der unbekannt und unbemerkt für eigenes Vergnügen und eigene Belehrung den Schauplatz großer Ereignisse des Alterthums besucht: es ist der Befreier des Landes, der Gründer hellenischen Lebens, der eigentlich „in suam terram“ gekommen ist, bald, um durch weisen Rath das Fehlende zu ergänzen, bald um nachzusehen, wie weit die Colonie in materieller und geistiger Wohlfahrt vorgeschritten sey, allezeit aber um wohl-

¹ 1) *Reiselust in Ideen und Bildern aus Griechenland*, von F. P. Greverus. Bremen 1839. — 2) *Beiträge zur Kenntniß des griechischen Landes und Volkes*, von Gottfried Herold. Ansbach 1839.

verdiente Huldigung und gebührenden Respekt einzuernten von Leuten, die ihnen Alles schuldig sind.

An solchen Männern ist nun, wenigstens denken sie es so, alles was ihre Persönlichkeit betrifft, von einigem Belang, kein Schritt im Lande ohne Bedeutung, kein Wort ohne tiefen Sinn, kein Akt ohne Folgen, selbst Essen und Trinken eine Handlung von großer Wichtigkeit, deren Kunde auf die späteste Nachwelt zu kommen verdient.

Bei Hrn. Greverus tritt noch der besondere Umstand hinzu, daß er seiner Zeit die Ehre hatte, die Königin von Griechenland in deutschem ABC zu unterrichten, und folglich Namen und Rang eines Didaskalos besitzt, dessen Gewicht in griechischen Landen Jedermann kennt. Denn was einst der Atabeg an den Höfen des Orients und der *Térta Aállis* zu Byzanz gewesen, das ist heute offenbar der Didaskalos auf der Burg zu Athen, indem ja alle Weisheit und alles Regiment ursprünglich mit dem ABC beginnen muß.

Auf diesen Grund hin wird es Niemand befremden, wenn Hr. Greverus seinen Lesern unter der Hand zu verstehen gibt, daß er zwar schon fünfzig Jahre alt, aber groß von Statur, handfest und rüstig sey, gut zu Pferde sitze, englisch und französisch verstehe, Malvasier und pikante Speisen liebe, treuherzigen deutschen Sinn (a true german heart) besitze, bei dem Frauenzimmer in Kredit stehe und einen

lieben Schwiegersohn habe, dem er seine „Reiselust in Ideen und Bildern“ dedicire mit „Wahrheit, Wärme und Klarheit.“

Ob sich gleich das Buch des Hrn. Greverus über lauter bekannte und oft genug beschriebene Gegenden verbreitet, so enthält es doch eine schöne Sammlung zum Theil origineller und manchmal sogar ziemlich feiner Bemerkungen, wie aus hier anstehenden Beispielen leicht zu ersehen ist. Als viel reisender Mann und Menschenkenner findet Hr. Greverus z. B. daß die Italiener insgesammt „spitzbübische und gottlose“ Leute seyen, weil sie um theures Geld schlechten Wein und geringe Kost, oft aber auch gar keine Kost verkaufen. Auch bei den Desterreichern sey es nicht geheuer, und Hr. Greverus glaubt das Publikum gegen dieses Volk ebenfalls warnen zu müssen, da ihre Betten „so voll von Wanzen sind, daß es Niemand in denselben aushalten kann.“ Dazu sey auch die Verpflegung schlecht, „das Fleisch öfter abgestanden und der Wein nicht zu genießen. Dagegen zeige sich auf den französischen Regierungsschiffen der Charakter der ganzen Nation, „der auf Ehrgefühl und Rechtlichkeit (*honnêteté*) basirt sey, concentrirt.“ Die Franzosen seyen Menschen, eine eble und gebildete Nation, wo man Vertrauen ehrt und Zuneigung erwiedert, und für Frühstück, Mittagessen und Caffee sammt Wein nur vier Franken nimmt. Ueberdies sehe man auf ihren Dampfschiffen regel-

mäßig sechs kleinere Kanonen, sogenannte Drehbassen, „die auf dem Rande des Decks auf einem drehbaren eisernen Gestelle schwebend, wie Klapperstörche naiv auf einem Beine stehend, mit ihrem einen finstern Auge neugierig auf das Meer zu lugen scheinen.“

Auf der Fahrt von Malta nach Syra waren zwei unverheirathete Damen aus England in der Gesellschaft. Doch während Hr. Gr. noch auf Mittel sann sich ihnen zu nähern, hatte zu seinem größten Leidwesen ein junger Franzose schon seine „Approchen“ gemacht, und ließ dem alten Professor nur die wehmüthige Reflexion: „Wo der Franzos handelt, da sinnen und überlegen die Deutschen!“ Die Sache nahm aber zur größten Ehre Germaniens eine unerwartete Wendung. Der Franzose verstand kein Englisch und die Damen kein Französisch, Hr. Gr. aber verstand beides und bemächtigte sich nach Kurzem „ausschließlich der Priese.“ Die Unterhaltung hatte noch keine 24 Stunden gedauert, und Hr. Greverus hatte schon die Entdeckung gemacht, daß die beiden ledigen Damen heirathen möchten, was ohne eine seltene Dosis von Scharfsinn freilich sonst Niemand errathen hätte.

In Athen (gewiß eine außerordentliche Merkwürdigkeit) sey es im Sommer staubig und im Winter schmutzig. Und wenn der schöne Palikar vor dem Kaffeehause della bella Grecia an einer jungen

Landsmännin, deren dunkle Locken mit dem rothen, goldbesetzten Fes geziert sind, vorübergeht und seinen Schnauzbart zupft, indem das Auge dem Zuge folgt, so wolle das jedesmal sagen: Ich möchte dich fressen, wie einst die Türken (S. 27). Außerhalb der Stadt in einem Garten halte der athenäische Hoffourier Christus Kegelspiel und bayerisches Bier, freilich zu einem zehnfach höhern Preis als in München; aber doch sey es tröstlich und erhebend „für eine bayerische Seele, daß sein vaterländisches Getränk hier an der Gränze des Orients zu haben ist.“

Aber des guten Biers ungeachtet haben die Bavarese in Griechenland doch lange Weile und machen saure Gesichter, hauptsächlich weil das Junggesellenleben in Athen freudenloser sey als an jedem Orte des deutschen Vaterlandes; insbesondere aber weil sie auf jeden Umgang mit gebildeten Frauen Verzicht leisten müssen, eine Entbehrung, die nach Hrn. Greverus für junge Männer äußerst empfindlich ist! Selbst nach einem vierwöchentlichen Gasthausleben sey an ein Näherkommen mit diesen unzufriedenen, kaltverschlossenen Herren Bavarese nicht zu denken gewesen. Populär in Griechenland sey eigentlich nur der gefällige, edle Dr. Köser; der gediegene Dr. Widmer dagegen lebe mehr den Wissenschaften als der Praxis.

Mit Essen und Trinken sehe es in Athen sehr übel aus; auf feine und wohlschmeckende Speisen sey

durchaus kein Anspruch zu machen und deswegen einem europäischen Feinschmecker freundlichst zu raten, sich in Athen nur gleich vor Tische zu erhängen, dann spare er sich die Verzeiwlung bei demselben (S. 37).

Der vierwöchentliche Aufenthalt eines so weisen Mannes im Gasthause zu Athen konnte für griechische Alterthumskunde natürlich nicht ohne bedeutenden Nutzen bleiben. Sind die Bemerkungen über das alte Athen auch nicht alle durchaus neu, so sind sie doch in Form und Wendung oft überraschend schön und gedankenreich. Neues, wenn auch in geringem Maße, ist ja in der Literatur allezeit willkommen, und in vielen Gegenden Deutschlands, besonders im Oldenburgischen, wird man mit Dank aus Hrn. Greverus Buch erfahren, daß die Burg von Athen Akropolis, der halbzerstörte Säulentempel daselbst Parthenon, und von den beiden Bächen links und rechts der Stadt das eine Ilissus, das andere Cephissus, der große Berg ostwärts aber der Hymettus heiße; daß der Hafen Piräus unten am Meere, die Stadt Athen aber weiter oben und landeinwärts liege und zwischen beiden eine Straße laufe, auf der man zu Fuß gehen oder auch im Wagen fahren könne; daß in der Nähe das Feld Marathon und die Insel Salamis sey, ersteres durch ein Land-, letztere durch ein Seetreffen berühmt, lauter Dinge und Neuigkeiten, die in Europa noch

Niemand gewußt und kein früherer Wanderer durch Griechenland besprochen hat.

Als mehrwochentlicher Bewohner Attika's glaubt Hr. Greverus, er müsse sein Buch auch mit feinem attischen Wize schmücken, was ihm natürlich leichter als vielen Andern gelingen muß. Kaum hatte Meister Greverus gehört, daß einst ein mohammedanischer Heiliger in dem Lehmhäuschen auf dem Architrav der Tempelsäulen des Zeus Olympius bei Wasser und Brod sein Leben geschlossen habe, als er mit ächt sokratischer Ironie den Zusatz macht: „Wohl hat er verdient, daß Allah ihn, um seine irdische Ausdauer zu belohnen, zur Würde eines himmlischen Wetterhahns auf dem Giebel des Palastes im siebenten Himmel erhöhe!“ (S. 66).

Nach diesen merkwürdigen Aufschlüssen über Alt-Athen trat Hr. Greverus die Reise nach Morea an, um auch über dieses vermuthlich ebenfalls noch ungekannte Land durch gelehrte Anmerkungen einiges Licht zu verbreiten.

Morea, sagt Hr. Greverus, sey eine Halbinsel und habe einst Peloponnesos geheißen, was man ihm schwerlich wegdisputiren kann. In Epidaurus habe er Eier und Fische gegessen und Pferde gemiethet; auf den Pferden sey er nachher geritten, wobei er die Küsten und das Meer links hatte. In Argos sey wieder die Burg auf dem Felsen und die Stadt auf der Ebene, und auf der Straße nach Sparta

habe ihm ein griechischer Land-Gend'arme den Rest einer Mettwurst „gefressen“. Diese Mettwurst aber sey eine kostbare Reliquie Braunschweigs gewesen, die er selbst, um länger daran zu haben, beim Genuße seines Brodes nur anzusehen pflegte und sich dann wunderbar erquickt fühlte. Auf demselben Wege sey ihm auch die Wäsche naß geworden und habe er — o des schrecklichen Abenteuers! — das regengenehte Kleid während der Nacht auf dem Leibe trocknen lassen müssen, dabei habe er gefroren und sey auch von den Flöhen gebissen worden. Allerding's ein wesentlicher Beitrag zur Kunde Moreas!

Noch schlimmer erging es Hrn. Greverus bei einer Mahlzeit auf den Ruinen Sparta's, wo ihn, als den „König des Festes“, „eine alte Muskantinn, die nur einen Zahn hatte, scharf ins Auge faßte und ihm singend bei der Mahlzeit stets den einen gräßlichen Zahn zeigte, als wollte sie ihm diesen Zahn zum Essen leihen“ (S. 182). Dafür habe er sich in herrlichem Malvaster weiblich angezecht und sey dann im klassischen Taumel durch den Olivenwald nach Mistra getraht. Im messenischen Kloster Vulkano aber habe er bei endlosem Tischgebet der Mönche schon „seinen Magen Gott empfohlen“, als es endlich doch zum Essen ging, wo er dann „mit männlicher norddeutscher Ausdauer zur Ausleerung der Weintrüge mitgewirkt.“ Nach Tische ging Hr. Greverus auf die Klosterterrasse — um „griechische Abendluft zu

trinken.“ Hr. Greverus, scheint es, hat immer Durst, begnügt sich aber in Mangel des Weines auch mit Luft, wie die lusitanischen Stuten bei Aristoteles.

Aber Alles dieses sind nur Kleinigkeiten im Vergleich mit der fünfzehnjährigen bildschönen Helenaja, die im Dorfe Georgati „mit schönem dunkeln Auge unter der edeln Stirn, bewegt, lebendig, feurig unter dunkeln langen Wimpern hervorblickte und ohne Scheu den seltenen Frembling (d. i. den alten Professor Greverus)“ fixirte. Helenaja hatte ein einfaches rothes Band im reichen Lockenhaar, und als Hülle nur ein weißes Unterkleid, das nur bis auf die Mitte des Beines reichte; dann eine von der Sonne gebräunte, gekräftigte Wade, und einen Fuß mit Zehen und Nägeln.“ Ach nicht genug, daß Helenaja's Fuß Zehen und Nägeln hatte, „sie stand beim Geschäft der Spindel auch noch ganz gerade, hielt aber die dunkeln Wimpern nach dem Boden gesenkt, und ein Friedensengel umschwebte die Gesichtszüge.“ „„Alles Feuer war bei Helenaja im Auge concentrirt; aber dieses Feuer habe nichts Stechendes, auch nichts Brennendes gehabt; die Gluth habe sich von der Unschuld, nicht etwa von der Leidenschaft genährt. So etwas sey ihm in seinem Leben nicht vorgekommen. Dagegen habe er auch diese Helenaja den ganzen Abend „studirt“ und auch noch einen Theil des Morgens, habe ihr eine Tasse Kaffee und eine Korallenschnur aus Neapel gegeben, und sich beim Abreisen

nur mit Mühe vom Anblicke ihres Liebreizes losgerissen. Ihr Bild habe ihn bis außerhalb des Dorfes verfolgt, wo es endlich durch die fürchterlichen Wege aus seiner Seele verdrängt wurde.“

Auf dem Wege nach Andritsena wurde der Hr. Professor wieder „von Flöhen und von Gedanken an Klephten geplagt“, und machte sich merkwürdiger Weise gefaßt, an jedem Hohl- und Kreuzwege Räuber auf sich losspringen zu sehen. Dafür habe er aber zu Andritsena tapfer getrunken und gleich darauf zu Olympia gefunden, daß „die Zeit als das gräßlichste Raubthier selbst Steine verschlinge und daß die Gegenwart selbst problematisch sey.“

Weiter vorwärts sey ihm über einen Sturz vom Pferde der Name eines freundlichen Städtchens entfallen und der Führer wegen eines kranken Pferdes zurückgeblieben. Den neuen, einen Buben von achtzehn Jahren, „schüttelte er zusammen und gab ihm ein Paar Ohrfeigen,“ ließ sich aber durch die schönen Hände und Füße einer mitreisenden Dame, deren Liebhaber ein Soldat war, bald wieder in Ordnung bringen. Diese Dame hieß Maria, und „zog, wenn sie auf der Matrage lag, ihre schönen Glieder, wie eine Schlange, eng in sich zusammen“, worauf ihr Hr. Greverus eine gute Nacht wünschte. Aber der achtzehnjährige Bube stach den alten Professor bei der Dame aus, und am andern Morgen war Maria „kalt und höhnisch“, der Führer trank Wein und

schalt den alten Herrn einen Hahnrei und zog das Messer. Aber der handfeste Oldenburger schlug ihn nieder, und dann noch einen zweiten Hellenen, der dem ersten zu Hülfe eilte und den Professor schon bei der Brust gepackt hatte; einem dritten und vierten drohte er mit dem Stocke den Schädel einzuschlagen, wenn sie ihn anrührten. Der Didaskalos war „außer sich vor Zorn“, und machte — nach eigenem Geständniß — „so grimmige Gesichter“, daß die vier Hellenen von allen weiteren Feindseligkeiten abstanden, obgleich das Gefecht in einem Walde vorfiel und Einer gegen Vier in Linie stand. In Patras verweigert man dem deutschen Professor alle Gerechtigkeit, gibt ihm aber dafür in Delphi „vortrefflichen Wein, wohl geeignet, nach Umständen, archäologische Untersuchungen über das alte Delphi zu beleben und zu schärfen.“

Von diesem delphischen Orakelwein wurde auf dem korinthischen Golf eine ganze Nacht mit den Griechen so tapfer durchgetrunken, daß der Professor seine heitere Stimmung bis zur prophetischen Begeisterung trieb und mit dem Becher in der Hand dem lieben theuern Hellas, ohne Zweifel zur großen Belustigung der nüchternen Matrosen, die glänzendste Zukunft weissagte. Bei der Landung in Lutraki aber gab es schon wieder Streit, und der lustigen Nacht und des schmeichelhaften Horoscops ungeachtet standen doch alle Zechbrüder „mit dem Schuft von

Kapitän gegen den rechtlichen Fremden“, um ihn abermal zu betrügen. Hr. Greverus lief in der Sonnengluth, ohne Effekten, zu Fuß nach Korinth und wurde daselbst — statt Gerechtigkeit zu finden — „beinahe von den Flöhen verzehrt (S. 229).“ Uebrigens fand der Hr. Professor zu Korinth die Stadt wieder am Fuße der Akropolis, die Akropolis aber oben auf dem Berg, und im Karawansevai einen deutschen Bedienten, der für einen alten französischen Kapitän in griechischen Diensten gerade vor dem Zimmer des deutschen Professors warme Suppen kochte. Das war ein wichtiges Ereigniß und nimmt eine der wesentlichsten Stellen (S. 238) im Reisebericht des Verfassers ein. Aus diesem Grund geben wir sie auch im Original und mit allen Vorzügen schöner Gedanken und correcten Styles.

„Schon seit drei Tagen hatte ich keine warme Speise, in Del gebratene Fische ausgenommen, (Hr. Greverus besitzt das Geheimniß Fische in Del zu schmoren, ohne daß sie warm werden) gekostet und meinte schon das Vorurtheil für dergleichen ganz und gar verloren zu haben. Unglücklicher Weise weckt der Duft der Kraftbrühe alte Erinnerungen und Gefühle. Mich wenigstens an dem Dufte zu erquickern, gehe ich, wie gebannt, vor meinem Zimmer hin und wieder, als der gute Landsmann sympathetisch meine stille Neigung merkt und mich im Namen seines Herrn auf den Abend zu Gaste

labet. Ich beauftragte ihn, mich anzumelden, und wurde natürlich mit französischer Herzlichkeit empfangen."

Beim Essen gerieth aber Hr. Greverus bald mit dem gastfreundlichen Kapitän wüthend übereinander, einmal wegen der Stärke der Bonapartisten-Partei in Frankreich, die Hr. Greverus sehr fein und sinnreich mit den „letzten Zuckungen des Schwanzes einer geköpften Schlange“ vergleichen wollte; und dann auch wegen der Rheingränze, die der Kapitän für sein Vaterland in Anspruch nahm, der Professor aber mit großer Tapferkeit gegen den gallischen Eisenfresser zu schirmen suchte. In der Bedrängniß schleuderte Hr. Greverus den themophyläischen Spruch: „Die Franzosen möchten kommen und sie nehmen, — die Deutschen würden sie zu vertheidigen wissen!“ — Dieses schreckliche Wort brachte den alten Kapitän zum Schweigen, und die Rheingränze ist bis auf den heutigen Tag bei Deutschland geblieben.

So trank, schlug und tritt sich Hr. Greverus in bitterem Kampfe gegen Eseltreiber, Wanzen und Kapitäne glücklich durch ganz Morea wieder nach Athen zurück.

Sind das etwa, wir fragen den Leser, nicht schöne Resultate eines wissenschaftlichen Ausfluges in das gepriesene Hellenenland? Eigenthümlichen Forschungsgeist, penetranten Blick, poetischen Schwung, besonders aber guten Geschmack in der Darstellung wird hoffentlich Sebermann als wesentliche Vorzüge

dieses Buches erkennen. Schade, wenn uns ein so gelehrter und fein gebildeter Mann seine Meinung über den Prozeß vorenthielte, den das griechische Volk schon seit Jahren um seinen Adelsbrief vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung führt! Wäre Hr. Greverus nicht vorzugsweise der Mann, dieses ekelhafte und feindselige Gezänk zum Vortheil der guten Sache, wie kurz vorher den Rheingränzstreit in Korinth, mit einem Schlag zu enden?

Glücklicher Weise erkennt Hr. Greverus seinen Beruf und widmet einen bedeutenden Theil seiner Schrift (S. 254—344) dem Beweise, daß vom trojanischen Krieg bis heute, und von Agamemnon bis König Otto in Griechenland nichts, aber auch gar nichts, das reine Blut und den privilegierten Sinn der alten Hellenen verdorben und verwandelt habe. Es hat sich, sagt Hr. Greverus (S. 254), in Deutschland durch „Fallmerayer und Consorten“ die Meinung verbreitet, daß die heutigen Griechen ein Gemisch von allerlei Völkern wären; daß sie mehr oder weniger dem slavischen Volksstamm angehörten, und nichts mit den alten Griechen gemein hätten. Diese Meinung sey durchaus irrig. Und als Belege und Gegenproben werden einige und dreißig Argumente beigebracht, von denen wir, um den Leser durch die Fülle des Guten und Treflichen nicht zu ermüden, nur die vorzüglichsten und kräftigsten zu besserem Verständniß ihres zermalmenden Gewichtes

textwörtlich hersezen wollen. Voran steht die Hauptthese die da besagt, daß die Neugriechen in körperlicher und geistiger Hinsicht die unverkennbarste Ähnlichkeit mit den alten Hellenen haben und folglich unbezweifelt ihre Söhne seyen.

Diese Ähnlichkeit der Neugriechen mit den Alt-Hellenen stützt und beweist Hr. Greverus durch folgende Argumente:

1) Die Neugriechen, besonders die Weiber sehen aus und haben eine Gesichtsfarbe wie die Holländer, wie die Engländer und wie die Leute im nördlichen Deutschland (das heißt doch im Grunde wie die Oldenburger und wie der Hr. Greverus selbst, was der Theses in den Augen des Lesers voraus eine wundervolle, bestechende Unterlage gibt).

2) In Griechenland haben die Frauen einen „schlaffen, nachlässigen, wackelnden Gang“; bei den Jungfrauen aber reitet Amor häufig auf dem kleinen Sattelfuß, der elastisch ist wie das Sprungbein in der Ferse gewisser flinker Thiere (259 und 260).

3) In der Frühe wünschen die Neugriechen guten Morgen, Abends guten Abend und vor dem Schlafengehen gute Nacht, und wenn sie einem begegnen, fragen sie „Wie gehts?“ (277) — lauter Fragen und Wünsche, die außerhalb Griechenlandes vermuthlich nirgend zu hören sind.

4) „Die griechischen Buben sehen gerne in den Spiegel, kokettiren mit sich selbst und machen Schulden

(288)“, was natürlich bei jungen Leuten anderer Nationen durchaus nicht üblich ist.

5) „Die Griechen haben ein gelenkes und biegsames Sprachorgan, gerade wie die Polen (274).“ Dieses Argument des Hrn. Greverus ist um so schlagender, da Anna Comnena, die gelehrte Kaisertochter, dieses „gelenke, biegsame Organ“ für ausländische Sprachen den alten Hellenen geradezu abspricht. Aber was soll auch Anna Comnena — diese Ida Hahn-Hahn des byzantinischen Reichs — verstehen? In Oldenburg weiß man es besser!

6) Alle Griechen sind Lügner, Betrüger und Diebe (300—302).

7) Die Städtebewohner insgesammt abgefeimte Schelme (309).

8) In Masse genommen, sind die Neugriechen unbestegbar faul, arbeitscheu, feige und verzagt (281).

9) Von wahrer Vaterlandsliebe entdeckt man in Griechenland keine Spur (281—282).

10) Der Fremde gebe in Hellas auf seine Taschen Acht und lasse ja kein Geld blicken, man riskirt in solchen Fällen das Leben, weil der Grieche lieber hungern, stehlen und morden als arbeiten will (304, 307).

11) Zuneigung, herzliche Theilnahme und Wohlthaten vergelten die Griechen mit Haß und Verachtung, wissen nichts von Dank und halten das Geben für eine verächtliche Schwäche (289—290).

12) Land und Leute sind voll Ungeziefer (314), und die griechischen Kinder verkehren meistens im Hemdchen vor der Thüre (316), was ein untrügliches Zeichen hellenischer Abkunft ist.

13) Die Neugriechen haben gewisse üble Gewohnheiten, die man bei uns nicht einmal nennen mag.

14) Sie haben gewöhnlich nur kalte Küche. Brod, Sardellen, Oliven, Zwiebeln mit etwas Knoblauch und Käse genüge ihnen als Nahrung wie zu Homers Zeiten, wo Brod ebenfalls das Hauptessen war (279).

15) Jedoch gibt es unter den Neugriechen auch Schwelger und Unmäßige, z. B. in Tripolizza, wo man Leute findet, welche täglich vier und zwanzig Flaschen Wein trinken, ohne daß es ihnen schade, was natürlich nur ein Hellenen leisten könne (280).

16) Die Neugriechen sind doch noch besser als die Italiener (275, 304), und wenigstens nicht schlechter als die alten Hellenen, „die freilich auch nicht viel taugten (276).“

17) Die griechischen Mädchen haben im rothen Ges ein „allerliebstes, unternehmendes Husarenaussehen“ (319). Also sind es ächte Griechinnen.

18) Ueberhaupt leuchten beim griechischen Frauenvolke „braune, schöne, kluge Augen, nicht so beweglich und dunkelglühend wie die italienischen, hell aus dunkeln Wimpern hervor; nur ist das Auge sanfter, erwärmend aber nicht stechend, und sein Strahl

eher einem Wetterleuchten zu vergleichen, verheert seltener, wenn er auch einschlägt"" (258). Klar und schön gesagt!

19) Geht aber eine Griechin zur europäischen Mode über, „so zieht sie der Satan an, wie sie die Kleider, sie wird gefallsüchtig und coquette wie ein Bögeln“ (259).

20) Alle Griechen möchten wenigstens Minister seyn (285), und am meisten unter allen Dingen in der Welt hasset das griechische Volk die Bavaresen, die es „Hebräer“ schilt (291).

21) „Der Türke hielt und hält noch jetzt die Griechen für die schlechtesten aller Menschen, und Ibrahim-Pascha soll geäußert haben: er glaube nicht daß sich ein Prinz in Europa finden würde, um ein so schlechtes Volk zu beherrschen“ (310).

Ergo sind die Neugriechen Hellenen, was zu beweisen war!

Das Gewicht dieser Argumente wird Jedermann empfinden, und wir gestehen es gerne, die meisten sind ohne Replique. Herr Greverus fühlt es selbst und fragt (256) die Leser voll Bescheidenheit, „ob Fallmerayer nicht ein Erzlügner sey?“ Könnte man aber auch weniger sagen, wenn Jemand so bündige Beweise wie die vorstehenden schnöde beseitigen, oder in den peloponnesischen Ortsnamen Bufovina, Warfava, Krakova, Kalisch, Ologova und Podgorizza nicht offenbar das hellenische

Element erkennen, oder aus der albanesischen Rede-
weise, die in mehr als halb Griechenland als Mut-
tersprache herrscht, auf die Einwanderung albane-
sischer Volksstämme schließen wollte? Man muß dem
heldenmüthigen Hrn. Greverus noch Dank wissen,
daß er in seiner Kritik so polirt und schonend ist.

Damit sich aber Hr. Greverus auf die Meister-
schaft seiner Syllogismen doch nicht gar zu viel ein-
bilde und sich etwa im Genuße seines literarischen
Ruhmes überhebe, wollen wir ihm nur sagen, daß
in Frankreich schon vor hundert Jahren ein Histo-
rikus lebte, der in seinen Schlüssen ungefähr den-
selben Grad von Schärfe und Bündigkeit entwickelt,
den wir so eben an Hrn. Greverus bewundert haben.
In der Vorrede zur Geschichte der nordamerikanischen
Wilden sagt P. Lafiteau: „nur ein Atheist könne
behaupten, daß Gott die Uramerikaner in Amerika
selbst erschaffen habe, da sie offenbar Abkömml-
inge der alten Griechen seyen, wie sich aus
folgenden vier Gründen unwiderleglich beweisen lasse.
1) Die Griechen hatten Fabeln, einige amerikanische
Stämme auch. 2) Die alten Griechen sind auf die
Jagd gegangen, die amerikanischen Wilden gehen auch
auf die Jagd. 3) Die Griechen hatten Drakel, die
Amerikaner haben Zauberer. 4) Bei den griechischen
Festen wurde getanzt, in Amerika tanzt man auch,
folglich haben beide Völker gleichen Ursprung.“ Man
muß gestehen, daß diese Gründe überzeugend sind.

Hr. Greverus aber, gleichsam als wären seine dreißig Argumente nicht kräftig genug, thut sich in einem langen Paragraphen besonders darauf viel zu gut, daß sich in ganz Griechenland eine vom Hellenischen nur wenig abweichende Sprache erhalten habe. Der gute Mann hat aber nicht gemerkt, daß die größere Hälfte des Festlandes und der vorliegenden Inseln, besonders der streitbare Theil der Nation, das Schkypi redet, welches mit dem Griechischen ungefähr so viel Ähnlichkeit hat wie der Dialekt von Oldenburg und Hadeln mit dem Chinesischen. Georgati z. B. ist ganz von Schkypi bewohnt und die schöne Helenaja mit der „gekräftigten Wade,“ die der alte Greverus so eifrig „studirte“, war ein Schkypi-Mädchen, wie es schon ihr Name andeutet. Das Neugriechische ist im byzantinischen Reich nur das Verständigungsmittel der eingewanderten Stämme unter einander und mit den Ausländern, da kein Fremder das Gerede der Bulgaro-Slaven, der Schkypi, der Zigeuner und Katalanen lernen wollte.

Ebenso gehören die suliotischen und die übrigen rumeliotischen Kapitane, deren schlanker Wuchs und martialische Miene Hr. Greverus als ein Hauptbeweis seiner These gilt, insgesammt wie die Seehelden von Hydra, zur Schkypi-Race. Und wie oft soll man es denn wiederholen, daß namentlich auf dem klassischen Boden Attika's kein einziges Dorf das Griechische als Muttersprache redet? Wir lassen

den profunden Kenntnissen des Hrn. Greverus alle Gerechtigkeit widerfahren, so oft von Wein, Flöhen oder Strategie die Rede ist, da ein deutscher Grammatikus, wenn er Xenophons Anabasis lesen kann, eo ipso auch die zehntausend Mann zu befehligen versteht. Ohne alle Kenntniß der slavischen, albanischen und türkischen Syntax lasse sich ja Niemand begeben, über die Redeweise des gemeinen Stadt- und Bauernvolks in Griechenland etwas Stichthaltiges aufzustellen. Hr. Greverus ist aber durchaus nicht der Mann, der hier mitzureden berechtigt wäre. Er will zwar in verschiedenen Stellen seines Buches dem Leser zu verstehen geben, daß er des Neugriechischen kundig sey. Allein aus der Art, wie er die Phrasen schreibt und erklärt, sieht man klar, daß er nicht mehr davon versteht als ein wandernder Handwerksbursch, der hie und da einen Trinkspruch oder Marktconversationsausdruck erhascht und stümperhaft niederschreibt.

So z. B. leitet Hr. Greverus das im Neugriechischen gebräuchliche Wort *τρυπωβή* (sprich Tschibuki), das Pfeifenrohr, vom lateinischen *Sambucus* (320) ab, da es doch das ganz unveränderte *چبوق* *tshibuk* der Türken ist. Zugleich scheint Hr. Greverus unglücklicher Weise nicht einmal das neugriechische *AB* gelernt zu haben, weil es ihm sonst nicht entgangen wäre, daß die Neugriechen in ausländischen Wörtern das *b* durch *μ* zu bezeichnen pflegen.

„Schönen Dank“, sagt Hr. Greverus S. 321, heiße auf Neugriechisch *εὐ χαριστό*, gleichsam als wären es zwei Wörter und heiße *εὐ* schön und *χαριστό* der Dank. Wer weiß denn aber nicht, daß im Neugriechischen *εὐ* gar kein selbstständiger Ausdruck ist, und daß man *εὐχαριστῶ* schreibt, was „ich danke“ bedeutet und als Verbum und Perisporomenon zur zweiten Conjugation gehört? Statt *εἰς τὸ καλό*, zum Guten, schreibt Hr. Greverus (277) *ἴστο καλό*, weil er weder die Orthographie kennt, noch von der slavischen Vorschlagsylbe *εἰς* (*is*) eine Ahnung hat. *Καλὴ Ψύχη* heißt nicht „seliges Ende“, wie uns Hr. Greverus glauben machen will, sondern „gute Seele“, und ist ein Trinkspruch den man betagten Frauen in ganz Griechenland zuzurufen pflegt. Nur in Athen, wo Hr. Greverus in „vierwöchentlichem Gasthausleben“ seine neugriechischen Studien machte, verbindet eine unerklärliche Lokal-Bizarrie mit dem *καλὴ ψύχη* einen fränkenden, schiefen Nebenbegriff, und wollen die alten Frauen nicht, daß man sie „gute Seele“ nenne. Dieser Umstand mag einen so wenig unterrichteten Mann wie Hr. Greverus allerdings in Irrthum führen. Auch ist es wohl verzeihlich, wenn ein friesscher Magister weder vom Türkischen noch vom Neugriechischen etwas versteht. Aber was soll man sagen wenn es dem gelehrten Herrn auch im Altgriechischen nicht überall glückt und er nicht einmal die Accente richtig setzen kann,

wie man aus einer Phrase S. 69 sieht? „Die Quellenauffseher“, sagt er, „heißen auf Altgriechisch *ἐπιστάται κρήνων*, was, zwei Grammatikalfehler abgerechnet, auch ganz richtig ist. Jedermann weiß ja daß *ἐπιστάται κρήνων* geschrieben werden muß. Für einen Lehrer der griechischen Sprache sind solche Schnitzer freilich nicht besonders empfehlend. Sagen will man hiemit eigentlich nur so viel, daß Hr. Greverus besser thäte, in seinen Reisebeschreibungen die leidige Grammatik ganz bei Seite zu lassen, um den Leser ausschließlich mit seinen so zart und so witzig erzählten Abenteuern zu erquicken. Allein nicht zufrieden als Stylist, als humoristischer Reisender und als gelehrter Grammatikus zu glänzen und Griechenland vor aller Berunglimpfung siegreich zu schirmen, strebt Hr. Greverus in seinem streitbaren Sinn nach höhern Triumphen und erläßt S. 354, man weiß eigentlich nicht recht warum, ein scharfes Manifest gegen den „Fanatismus der römischen Kurie“.

„Rom und seine Jesuiten“, heißt es in diesem merkwürdigen Altstück, „wollen die Sonnenrinder der Zeit bei den Schwänzen wieder in ihre Kafushöhle ziehen! Wohin ihr Versuch führen wird, das werden wir sehen — gewiß nicht zur Unterwerfung der Welt unter den römischen Pantoffel, sondern nur dazu, daß die Protestanten zur Einheit erwachen, mehr als es seit langer Zeit der Fall war, das

Glück der Freiheit von aller Pfaffenherrschaft fühlen, und ihren katholischen Mitbrüdern, wo sie können, die Hand reichen, sich von dem Sklavenjoch zu befreien — was sie bisher unbarmherziger Weise nicht gethan haben! — Nur heraus zum offenen Kampfe, Hierarchie! — Licht oder Finsterniß die Lösung — Vermittelung gibt es nicht und Dämmerung ist gerade die Zeit, wo die meisten Eulen fliegen! — Nun ja, wir Abendländer wollen schon mit dem Fanatism fertig werden!“ —

Der fürchterliche Greverus, wie ein Centaur, wie ein Gigant rückt er heran,

Ὀλοσ Κενταύρων στρατός ἔρχεται ἠδὲ γυγάντων!

Doch man verzage nicht, der Riese ist zu bändig. Er deutet das Mittel zu seiner Besänftigung selbst klar und unzweifelhaft an. „Zwanzig- und Sechsunndreißigpfünder in Pistolenschußweite auf die Brust gesetzt,“ ruft er bei Gelegenheit der Schlacht bei Navarino S. 373 aus. „Mir dröhnten beim bloßen Gedanken die Ohren.“ Hr. Greverus, so viel leuchtet ein, ist kein gewöhnlicher Gegner; es braucht grobes Geschütz, um ihn zum Schweigen zu bringen. Da wir aber mit dergleichen nicht versehen sind, lassen wir den Streit vor der Hand auf sich beruhen und eilen zum Schlusse.

Mit der Westküste Morea's, die er auf der Heimfahrt erblickte, war Hr. Greverus besser zufrieden als mit der Ostküste. In Korfu aber fand er weniger

Wohlstand als er erwartete. Jedoch sollten die Korfoten wünschen, dem griechischen Königreiche anzugehören. Hr. Greverus ist aber nicht geneigt, diese Insulaner jetzt schon in den hellenischen Staatsverband zuzulassen. Ihr Wunsch, sagt er, kann mit der Zeit einmal in Erfüllung gehen, wenn wir erst Konstantinopel haben, was natürlich nächstens geschehen wird.

2.

Hr. Herold hat vollkommen Recht, sein kerngesundcs Büchlein über Griechenland, ob es gleich dem Hauptinhalte nach schon früher in einer vorzüglichen Zeitschrift erschien, als besondern Abdruck und umgearbeitet dem Publikum vorzulegen. Tabellen, denn wir wollen gleich mit der Schattenseite herausrücken, kann man an dieser Schrift nur ihre Kürze. Wer so lange und in so günstigen Verhältnissen unter den Griechen lebte und der Landesprache so vollkommen kundig ist, und überdies im Schreiben so richtig Takt und Maß zu halten versteht, wie der Herr Verfasser, besitzt alle Titel über dieses interessante und so verschieden beurtheilte Land mit größerer Weitläufigkeit zu reden als es hier geschieht.

Man hat in Deutschland und wohl auch in

andern Ländern, an der poetischen Prosa, in der es bisher üblich war über neugriechische Zustände abzuhandeln, endlich von Herzen satt. Und eben weil in dieser Sache nur nüchtern, gut und naturtreu Geschriebenes noch Beachtung finden kann, glauben wir vorliegende Arbeit, so klein sie ist, dem lesenden Publikum empfehlen zu müssen. Hr. Herold machte zu verschiedenen Zeiten von Nauplia Ausflüge in die verschiedenen Theile Morea's, die mit einer vollständigen Rundreise durch die Halbinsel, und am Ende noch zur See nach einem großen Theil der Cykladen schlossen, so daß sein Bericht unter allen Touristen der sechs letzten Jahre, seiner Kürze ungeachtet, dennoch als der umfassendste gelten kann.

Es thut einem Leid, daß Griechenland so klein und das Ziel des Wanderers so schnell gefunden ist. Warum füllt nicht wenigstens (so denkt der Leser bei sich selbst) den leeren Raum zwischen Milos und Nauplia ein Kranz fruchtbarer, romantischer Eilande, damit uns Hr. Herold auch von diesen ein so heiteres und lebenswarmes Bild entwerfe, wie von Tinos, Naxos und Santorin? Oder vielmehr, wie kann denn Jemand, der sich mehr als zwei Jahre im Lande aufgehalten und dort so viel gesehen hat, seine Nachrichten auf 167 Seiten zusammendrängen, während Hr. Greverus, der kaum zwei Monate in Hellas war und diese Zeit noch größtentheils im Wirthshaus verlebte, dennoch 387 enggedruckte Seiten zum Besten

gibt? Der Inhalt beider Schriften erklärt die Ungleichheit ihres Umfanges zur Genüge. Wenn es erlaubt ist der Sache den wahren Namen zu geben, so möchten wir Hrn. Greverus' Buch statt „Reiselust in Ideen und Bildern“ lieber die „Wein- und Wanzenchronik von Morea“ nennen. Denn streicht man alle die endlosen und ekelhaften Tiraden über die eben genannten Gegenstände, um die sich das Publikum gewiß eben so wenig kümmert als um die burlesken Balgereien und Wirthshauscenen des Herrn Magisters, aus dem Buche weg, was anders bleibt denn übrig zur Belehrung des neugierigen Lesers über das Land und seine Bewohner, als abgedroschenes Schulgezänk und geographische Notizen über das alte, längst vergessene Hellas, die man uns seit halb zwanzig Jahren in unzähligen Broschüren bis zum Ekel vorgetändelt hat? Hätte Hr. Greverus seine deutschen Landsleute in der Kunde Neugriechenlands nur um einen Schritt weiter gebracht, nur einen neuen Gedanken in Umlauf gesetzt, nur einen Irrthum berichtigt, so mußte man dieses einzigen guten Gedankens wegen alle Plattheiten seiner langweiligen Rhapsodie vergeben. Allein mit dem besten Willen haben wir im ganzen Buche nichts dergleichen zu entdecken vermocht. Hr. Greverus hat in Griechenland nichts gesehen und nichts gelernt. Wir machen ihm zwar keinen Vorwurf über seine Unwissenheit, denn Jedermann hat das Recht auf eigene Gefahr

ein Ignorant zu seyn. Hat aber ein solcher Mann die Unvorsichtigkeit, über eine Materie, in der es ihm erweislich selbst an den Elementarkenntnissen gebricht, als Diktator das Wort zu nehmen und besser Unterrichtete vor sein Tribunal zu ziehen, so darf man eine solche Thorheit nicht ungestraft vorübergehen lassen. Warum mischt sich der Mann in den Streit, ohne die beiderseitigen Akten einzusehen und mit Sorgfalt vorher zu prüfen, was und wie viel die Parteien bisher ins Spiel gebracht?

Bei Hrn. Herold dagegen hat der Schul-Enthusiasmus, dessen Spuren übrigens in seiner Schrift nicht zu verkennen sind, den gesunden Sinn nicht erstickt. Er hat gefunden, daß dem moralischen Bauernvolk die albanische Sprache geläufiger als das Griechische ist; daß dies Albanesische meistens auf dem platten Lande, vorzugsweise jedoch unter den Weibern herrscht, die sehr wenig Verkehr mit den Römern oder Gräken, d. h. Neugriechen, haben.

Unter allen deutschen Gelehrten, die seit dem Ausbruche der Revolution ihre Wanderzüge durch Morea drucken ließen, ist unseres Wissens Hr. Herold der erste, der in so klaren und unumwundenen Worten das Nebeneinanderwohnen zweier radical verschiedenen Volksstämme im Peloponnes beurfundet und eingestekt. Und zwar „gehöre das Landvolk beinahe insgesammt zur albanesischen Race und werde von den Gräken (der Städte) gering geschätzt.“

Bei einer frühern Gelegenheit hat man schon einmal bemerkt, daß namentlich die Weiber auf der Insel Hydra erst seit dem Aufstande allgemein das Neugriechische zu lernen begonnen, indem das Albanestische bei ihnen, wie allenthalben in Griechenland, die wahre Haus- und Familiensprache bildet.

Die Albanesen sind auf griechischem Boden heut zu Tage was sie von jeher und überall waren, ein Schiffer-, Soldaten- und Bauernvolk, welches mit Kunst, Literatur und Wissenschaft seit uralter Zeit so wenig zu schaffen hatte, daß sie noch zur Stunde nicht einmal ein Alphabet besitzen. Ihr Idiom hat Ueberfluß an stummen ee und an Nasaltönen, folglich ist das französische ABC vorzugsweise geeignet, die Begriffe dieses ungelehrten Volkes darzustellen. Auch die deutschen Buchstaben mit geringem Zusatze könnten diesem Zwecke dienen; am wenigsten aber die griechischen oder gar die türkischen, deren sie sich häufig bedienen. Was z. B. der Grieche auf Hellenisch *σελίψη* und gemein *φεγγάρι* nennt, lautet im Albanestischen ungefähr wie „Hönöse“ (die beiden ersten Sylben kurz und die letzte halbverschlungen, das Ganze aber durch die Nase gesprochen). Brod nennen sie *Bouque*, Fleisch *Misch* und die Traube *Rusch* (*rrouche*, doppel r am Anfang). Die *oue* ist die Sonne, *Gneri* der Mann, und *Dyále* der Knabe, Plural *Dyálem*, und mit dem Artikel, der im Albanestischen nachgesetzt und angehängt wird,

Dyalekte, die Knaben, τὰ παιδιὰ. Wenn ſber
Griechen ſagt: ἔλα μέσα, „komm herein!“ lautet die-
ſelbe Phraſe im Schkypi: εἰς ἄμ ἑρδά. Vergleiche
man den neugriechiſchen Satz: σ' τὸν Μορεὰν εὐρίσ-
κονται πολλὰ χωρία, ὁποῦ μιλοῦν Ἀρβαντικά
(b. i. in Morea findet man viele Dörfer, wo man
Albanefſch redet) mit der albanefſchen Ueberſetzung:
Nde_ more yāne ſchume katonde tſchō flagen
Arbrifcht, und man hat ein lebendiges Muſter,
wie man auf Hydra, in Attika und dem größeren
Theile von Griechenland redet.

Ueber das geiſtige Vermögen dieſes Albanefen-
Volkes kann man ſich kein Urtheil erlauben, da es
in dieſem Felde noch nie einen Verſuch gemacht.
Arbeitsam in der Heimath und tapfer im Kriege zu
ſeyn, war biſher ſein ganzer Ruhm. Es gab der
Welt den Skanderbeg, den Markus Bozaris,
die Männer von Suli und Hydra, vollgültige
Bürger ſoldatiſcher Tüchtigkeit und ächten Helden-
muths.

In Griechenland ſind die meiſten Albanefen Chriſten
geblieben, während ſie im Stammlande großentheils
den Iſlam angenommen und ſich über alle Provinzen
des türkiſchen Reiches unter der Benennung Schkypi-
taren oder Arnauten als Miethſoldaten verbreitet
haben. Mit dem Glauben ihrer Väter haben die
Chriſtlichen Albanefen Griechenlands auch den alten
Volksnamen bewahrt und nennen ſich — nach dem

Genius ihrer Sprache — Urbriſcht, woraus die Griechen Ἀρβανῶτις machen.¹ Für Griechen dagegen haben die Albanefen durchweg die Benennung Schklärifcht, d. i. Sklave (Σκλάβος der Byzantiner), was bei uns vielen Leuten ſonderbar ſcheinen mag. Vielleicht erkennt Hr. Greverus hierin auch eine Verſchwörung des armen albanitiſchen Bauernvolks gegen das Hellenenthum!

Unter ſolchen Umſtänden wird es Niemand überaſchen, wenn Hr. Herold ſagt, die alten Eigennamen ſeyen im Gedächtniß der Moraiten vollſtändig erloſchen, der Bach Heliffon auf den Trümmern von Megalopolis heiße jetzt Warwuzena, und im Herzen der Halbinſel ſelbſt ſeyen Leute zu treffen, die kein Wort griechiſch verſtehen.

Auch glaubt Hr. Herold, man könne ein eifriger Verehrer des claffiſchen Alterthums ſeyn und doch die Bemerkung machen, daß die Spuren der untergegangenen helleniſchen Welt zwar an vielen Orten ſichtbar, aber keineswegs von ſolcher Bedeutung ſeyen, als man durch Gell's Reiſebericht von Morea zu glauben veranlaßt werde. Und die Neugierde, die Alles zu ſehen treibe, müſſe ſich am Ende mit einigen alten Trümmern begnügen. Neben einer ſeltenen Correctheit in griechiſchen Eigennamen iſt es vorzüglich dieſer nüchterne, unpartheiſche Sinn, der

¹ Viele Patronymica enden im Albanefiſchen auf — iſcht. S. B. Türkiſcht, Frengiſcht, d. i. Türken, Franken.

dem Leser Vertrauen einflößt und Herold's Büchlein in die Reihe der vorzüglichsten Produkte dieser Gattung stellt. Die wenigsten Leser verlangen zu wissen, wie viel etwa ein deutscher Philolog in Morea Wein getrunken, oder wie oft ihn die Flöhe beunruhigt haben. Hr. Herold, scheint es, ist derselben Ansicht und versteht die Aufmerksamkeit des Lesers würdiger und geschmackvoller zu beschäftigen, als sein Herr Amtsbruder Greverus in Oldenburg, über dessen armselige Diatribe sich Herold's Beiträge so weit erheben, *Quantum lenta solent inter viburna cupressi.*

Was Hr. Herold von dem schroffen Gegensatz und unausstilgbaren Widerwillen zwischen den Griechen der morgenländischen Kirche und ihren Brüdern, den römisch-katholischen Griechen von Alt-Syria und andern Cykladen erzählt, ist nur zu wahr. Allein vielleicht nicht ganz richtig ist seine Meinung, daß diese katholischen Griechen lauter Abkömmlinge abendländischer Kolonisten seyen. Einige Primatialgeschlechter abgerechnet, deren Familiennamen fränkischen Ursprung verrathen, sind sie doch zum Theil noch die alten, einheimischen Kinder dieser Cilande, die seit dem Concilium von Florenz (1436) die Union mit der abendländischen Kirche mit unverbrüchlicher Treue bewahren, und aus diesem Grunde von den Anhängern der Nationalkirche als Ueberläufer, falsche Brüder und Verräther gebrandmarkt und gleich unheilbar verpesteten Gliedern vom Körper der byzan-

tinischen Nation auf ewig getrennt und weggeschnitten sind. Nicht wer griechisch redet, sondern wer griechisch glaubt, gehört zum griechischen Volke, und die Nationalität im byzantinischen Reiche hat sich zu den Hörnern des Altars und zum ewig unwandelbaren Dogma der Kirche geflüchtet.

Zum Schlusse wollen wir noch eine Stelle in Betreff der dicht an Delos liegenden Insel Rheneia wörtlich anführen, weil sie in dem Verfasser eine seltene Mäßigung und Billigkeit in Beurtheilung kirchlicher Dinge offenbart.

„Die Insel Rheneia“, heißt es S. 121, „ist ebenfalls öde, und ihr bisheriger einziger Bewohner, ein alter Einsiedler, durch gehässige Strenge unkluger Beamten, die in ihrem übertriebenen Eifer für Vermehrung des Kirchenschazes jede leere Kapelle, jeden Zufluchtsort des Elends einziehen und feilbieten, ohne zu berechnen, wie sehr sie durch ihre Rücksichtslosigkeit dem Ansehen der Regierung schaden, aus seiner sichern Wohnung vertrieben worden. Dieser Gewaltstreich hat die Gemüther um so mehr empört, je schneller die Folgen davon fühlbar wurden. Wenn früher ein Schiffein durch Sturm genöthigt war, dort zu landen, so hatten die Seefahrer den Trost, bei einem lebenden Wesen Aufnahme und Brod zu finden. Als sich nun neulich ein gleicher Fall ereignete, und die bedrängten Schiffer an dem bekannten Orte Hülfe suchten, sahen sie sich zu ihrem Schrecken

getäuscht, und der Gefahr, zu verhungern, ausgesetzt. Denn man muß wissen, daß bei dem geringen Mundvorrathe, den diese Leute mit sich zu führen pflegen, leicht der größte Mangel eintritt, wenn sie durch irgend einen Zufall an der schnellen Erreichung ihres Zieles verhindert werden."

Vergleicht man diese humane schonende Rede mit dem tragi-komischen Bombast des Hrn. Greverus in seiner Kriegserklärung gegen die römische Kurie, so ist der Leser nicht lange zweifelhaft, auf welcher Seite der bessere Geschmack und der klügere Sinn zu suchen sey.
